

Die Farben des Bösen - Leseprobe

Sein Puls beruhigte sich allmählich. Sein Atem flachte langsam ab. Rolf wog innerlich ab, ob er die ungeplante Rast während seiner Rigi-Besteigung bereits beenden konnte, als es im Geäst seines Pausenbaums raschelte. Neugierig richtete Rolf seinen Blick nach oben. Beeindruckt hielt er den Atem an. Eine außerordentlich große tiefschwarze Krähe hatte sich auf dem Ast niedergelassen. Der Schwung, mit dem der Vogel gelandet war, und sein Gewicht ließen den Ast gefährlich schwanken. Die Krähe jedoch gab sich unbeeindruckt. Erhaben thronte sie auf dem dünnen Zweig. Es wirkte, als richte sie ihren Blick nachdenklich in die Ferne.

Rolf hatte in seinem Leben schon einige Krähen gesehen, und eigentlich mochte er diese Vögel nicht besonders. Ihre pechschwarzen Augen, das glänzende Gefieder und das rauhe Krächzen hatten etwas Unheimliches. Boten des Unheils, das waren sie für ihn. Doch dieses Exemplar wirkte geradezu majestätisch. Der Gedanke war kaum zu Ende gedacht, da breitete das Tier seine Schwingen aus und hob mit zwei kräftigen Flügelschlägen ab. Der Ast geriet erneut heftig in Bewegung. Aber Rolf hatte nur Augen für den Vogel. Fasziniert sah er ihm nach.

Da plumpste ihm etwas auf den Kopf. Im ersten Moment dachte er an einen Tannenzapfen, bis er realisierte, dass er unter einem Laubbaum stand.

Suchend blickte er um sich.

Laub. Erde. Holz. Steine. Ein wenig Grünzeug. Sonst nichts.

Moment. Zwischen dem Laub lag etwas. Länglich. Beigefarben.

Ein Pilz? Im Sommer?

Nein. Falsche Jahreszeit.

Rolf beugte sich zu dem seltsamen Gegenstand hinunter. Auf halbem Weg stockte er.

Das konnte nicht sein. Seine Augen spielten ihm einen Streich. Offenbar war der Aufstieg doch anstrengender gewesen, als er gedacht hatte. Oder wie sonst sollte er sich diese Halluzinationen erklären?

Er blinzelte einmal kräftig und besah sich das beigefarbene Ding genauer.

Scheiße. Keine Illusion.

Der Würgereflex setzte sofort ein. Rolf drehte sich ab und erbrach sich neben dem Baumstamm. Notdürftig wischte er sich den Mund ab, spülte ihn aus und zog dann sein Mobiltelefon aus der Tasche.

Er wählte die 112.

„Ja? Hallo? Rolf Frisch mein Name. Mir ist da etwas auf den Kopf gefallen.“

„Nein, nein, mir ist etwas übel, aber sonst geht es mir gut. Das Problem ist nicht, dass mir etwas auf den Kopf gefallen ist, sondern was.“

Die Stimme am anderen Ende wollte wissen, was es war.

Die Stunde der Wahrheit.

Er zögerte. Es war einfach zu unglaublich. Selbst in seinen Ohren, obwohl er es mit eigenen Augen vor sich sah.

„Es ist ...“, er stockte.

„Da liegt ...“ Rolf sammelte all seinen Mut. Und was, wenn er sich doch geirrt hatte?

Er drehte sich um. Nein. Kein Irrtum.

Da lag er. Mit freigelegten Sehnen. Schmutzig. Aber sonst irgendwie säuberlich gepflegt. Feingliedrig.

Sofort stand ihm der Schweiß wieder auf der Stirn. Er schmeckte die Magensäure in seinem Mund. Mit vor Ekel verzerrtem Gesicht schluckte er sie hinunter.

Und beantwortete die Frage.

Rolf schüttelte sich, als würden so diese ekelhaften Erinnerungen von ihm abfallen, was natürlich nicht geschah. Weber war während Rolf's gesamter Erzählung im Raum auf und ab gegangen, den Kopf konzentriert gesenkt, als hörte er die Geschichte zum ersten Mal. Webers Augen waren zwar wieder dort, wo sie hingehörten, aber sein Gesicht hatte immer noch eine ungesund rote Farbe. Gesagt hatte er jedoch keinen Ton mehr.

Gespannt beobachtete Rolf sein Gegenüber, als ein Klopfen ihn aus seiner Betrachtung riss. Der Staatsanwalt gab einen knurrenden Laut von sich, rammte seinen Stuhl grob gegen den Tisch und ging zur Tür. Er öffnete sie und fauchte ein ungehaltenes „Was?!“.

Rolf schielte zum Eingang. Er konnte aber nur eine knochige Hand, die eine graue Akte hielt, und eine polierte Schuhspitze erkennen.

Was ging hier eigentlich vor sich? Gut, was geschehen war, war ungewöhnlich, zugegeben – okay, mehr als ungewöhnlich. Rolf musste sich eingestehen, dass sein

Mageninhalt seiner Mundhöhle immer noch bedrohlich nahe kam, wenn er daran zurückdachte.

Wie er so unter dem Baum gestanden hatte. Arglos. Von der Krähe beeindruckt, außer Atem, aber dennoch irgendwie begeistert von seiner Idee. Und wie es ihn dann erwischte hatte. Einfach so. Aus heiterem Himmel. Er war ihm einfach auf den Kopf gefallen, dieser einzelne menschliche Finger.

Weiß

Eva warf die Briefkastenschlüssel auf den Tisch neben der Tür und begann im Gehen, die Post durchzublätern.

„Rechnung, Rechnung, Rechnung, Kontoauszug, Rechnung, Zeitung, Werbung, Zeitschrift. Tolle Ausbeute.“ Frustriert warf sie den Stapel auf den runden Küchentisch.

Eva kehrte der Post den Rücken und trat in ihre Küche. Sie öffnete den Kühlschrank, kramte eine Milchtüte hervor, dreht sich zur Kaffeemaschine und knipste sie an. Während sie wartete, bis sich die Maschine aufgewärmt hatte, fiel ihr Blick auf den verchromten Wasserkocher daneben, und zwangsweise auf ihr verzerrtes Spiegelbild.

Herrje.

Die Haare standen ihr wild vom Kopf ab, unter den Augen lagen dunkle Schatten, ihre Haut wirkte fahl. Und ihre Laune war nicht besser als ihr Aussehen, wie sie zerknirscht feststellen musste. Eine Nacht dem Tequila zu frönen, dafür bekam sie jetzt prompt die für alle sichtbare Quittung. Das war früher anders gewesen. Damals gab es rauschende Feste en masse, und am nächsten Morgen war sie dennoch taufersch.

Tja, das Alter forderte seinen Tribut, ob sie wollte oder nicht. Die Kaffeemaschine gab ein zischendes Geräusch von sich. Das Zeichen, sich aus der kritischen Selbstbetrachtung zu lösen. Seufzend richtete Eva sich auf, zog klimpernd eine Tasse aus dem Schrank und stellte den zu hohen Rand schräg in die Maschine. Gelangweilt drückte sie den Knopf. Während die Maschine das Wasser durch die Leitungen zu pumpen begann und sich wohliger Kaffeeduft in der Küche ausbreitete, dachte Eva über ihre nächsten Schritte nach.

Bald hatte sie Urlaub. Der kam eigentlich genau richtig. Kein Wunder, sie war es gewesen, die beschlossen hatte, dass es an der Zeit für eine Büropause war. Nur, was sollte sie mit der Freizeit anfangen? Sie hatte sich noch keine Gedanken darüber gemacht. Wollte sie wegfahren? Müsste sie eigentlich. Nur, wohin? Und mit wem? Allein? Nein. Das lag ihr nicht. Obwohl, woher wollte sie das wissen? Schließlich hatte sie es noch nie versucht. Bevor sie den Gedanken zu Ende führen konnte, klingelte das Telefon. Sie verdrehte genervt die Augen, beugte sich aber trotzdem über die Theke und schnappte sich den Hörer.

Eine bekannte Nummer leuchtete auf dem Display auf.

„Hey Tanja. Na, wie geht es dir? Gut geschlafen?“ Eva holte sich die Kaffeetasse aus der Maschine, füllte sie randvoll mit Milch und setzte sich an den Küchentisch. Sie lauschte Tanjas mürrischen Äußerungen über Kater, die nicht auf vier Beinen spazierten, sondern sich auf schmerzhaft Weise ihren Körper vornahmen, und trank einen Schluck. Während Tanja weiter Belanglosigkeiten von sich gab, hellte sich Evas Laune zunehmend auf. Sie strich mit dem Finger über den Rand ihrer Zeitung, ließ den Blick über die auf dem Tisch verteilte Post schweifen und begann, die Briefumschläge zu einem sauberen Stapel zusammenzuschieben.

Sie griff nach dem weißen Umschlag, während Tanja sich in Erinnerungen an den Vorabend wälzte. Bereitwillig ließ Eva sich mitreißen. Bei der Anekdote mit dem Barkeeper, der aufgrund von Tanjas Kommentar über sexuelle Befriedigung das Glas fallen ließ, brachen beide in schallendes Gelächter aus.

Eva drehte den Umschlag in den Fingern, klopfte mit der Ecke auf den Tisch. Sie war gedanklich weit weg. Zurück in der Disco. Den Barkeeper lebhaft vor Augen. Bis er aus ihrer Vorstellung verdrängt wurde. An seine Stelle trat ein anderer Mann. Groß, blond, treue blaue Augen, ein selbstbewusstes und doch beinahe scheues Lächeln. Sam.

Verdammt.

Eva blinzelte, riss sich aus ihren Tagträumen zurück an ihren Küchentisch.

Sie stutzte. Erstaunt sah sie auf ihre Hand, als würde sie sie zum ersten Mal sehen. Der Brief war doch vorhin noch nicht dagewesen. Woher kam er?

Sie hörte nicht mehr, was Tanja sagte. Die Stirn nachdenklich in Falten gelegt, klemmte sie den Hörer zwischen Kopf und Schulter. Dann nahm sie den weißen Umschlag in beide Hände und drehte ihn. Von vorne nach hinten und von hinten

nach vorne. Kein Absender. Keine Anschrift. Zugeklebt. Die Kanten der Lasche waren v-förmig, aber nicht gerade geschnitten. Sie waren gewellt.

Sie ahnte nichts Böses, als sie den kleinen Finger oben unter den Falz schob. Die Kante zerfetzte, während sie den Brief aufriss.

Sie schob Zeigefinger und Daumen in das geöffnete Couvert und zog die einzelne weiße Karte heraus.

Der Text war handgeschrieben. Fein säuberlich abgefasst, in einer schönen, elegant geschwungenen Handschrift.

Tanja schien nichts davon zu merken, dass ihre Freundin sie völlig ausgeblendet hatte.

Skeptisch begann Eva zu lesen.

„Liebe Unbekannte,

Dieser Brief muss Sie sehr erstaunen und wahrscheinlich löst er einige zwiespältige Gefühle aus. Doch habe ich leider keine andere Möglichkeit gesehen, mit Ihnen in Kontakt zu treten. Sicher, es gibt tausende Arten, jemanden auf sich aufmerksam zu machen, aber für die konventionellen Methoden fehlte mir schlicht der Mut. Sei es, wie es will, wir sind uns schon begegnet, unsere Blicke ebenfalls. Ob Sie mich wahrgenommen haben, weiß ich nicht. Aber ich Sie. Und seither kann ich Sie nicht mehr aus meinen Gedanken vertreiben. Das ist sehr direkt formuliert, dessen bin ich mir bewusst, aber trage ich diese oder ähnliche Worte nicht endlich in irgendeiner Form an Sie heran, werde ich es nie tun. Und ich bin mir sicher, das würde ich bereuen. Ebenfalls würde ich es bereuen, wenn ich Sie nicht bitten würde, mit mir Mittagessen zu gehen. Sicher, es ist viel verlangt, sich auf eine Einladung mit einem Fremden und für Sie wahrscheinlich Gesichtslosen einzulassen. Dennoch, gehen Sie mit mir aus. Ich werde am nächsten Donnerstag, um 11.30 Uhr, beim Zschokke-Brunnen am Kunstmuseum auf Sie warten. Herzliche Grüße LG“

„... du mir überhaupt noch zu?“

„Was?“ Eva ließ die Karte sinken. Ihr Unterbewusstsein stellte sich die Frage, wie dieser Mensch darauf kam, dass sie an einem Donnerstag um 11.30 Uhr Zeit hatte? Menschen mit Bürozeiten arbeiteten dann meist noch. Wusste er vielleicht, dass sie am Donnerstag jeweils früher zum Mittagessen ging? Oder wusste er gar, dass sie

Ferien hatte? Aber Eva hörte nicht auf die Warnsignale. Sie kehrte gedanklich lieber zu Tanja zurück.

„Anscheinend nicht“, meinte diese schließlich.

„Tanja?“

„Ja?“

„Hast du unserem gutaussehenden Unbekannten von gestern Abend meine Adresse gegeben?“

Schwarz

Sie weinte nun nicht mehr. Schade eigentlich. Ihre Stimme war einfach wundervoll gewesen. So hoch, anfangs glockenklar, bis sie sich heiser geschrien hatte. Rauh war sie geworden. Richtig sexy. Dann hatte sie sie ganz verloren. Nur noch ein Fiepen verließ ihre Kehle. Wie bei einer Labormaus. Er hasste Mäuse. Ratten waren in Ordnung. Sie waren klug und lernfähig. Mäuse waren hässlich und unnütz. Grässlich und nervtötend.

Ein Wimmern holte ihn aus seinen Gedanken.

Immer noch nicht erstickt?

Ziemlich zäh. Dabei dachte er bereits bei ihrem zweiten Asthmaanfall, sie würde ihn nicht überstehen. Aber sie lebte. Auch nach dem dritten. Der vierte vermochte sie ebenso wenig zu töten.

Dann musste er es eben selbst in die Hand nehmen.

Oder sich weiter gedulden. Ihr weiter beim Krepieren zusehen.

Das hatte auch seinen Reiz.

Er legte die Kettensäge beiseite und betrachtete sein neuestes Opfer.

Sie roch nach Panik, Hilflosigkeit und Verzweiflung, nach Schweiß, Urin und Erbrochenem.

Er hatte ihr das Gesicht abgewischt, nachdem sie sich übergeben hatte. Vorsichtig. Fürsorglich.

Die Mahlzeit war ihr wohl nicht bekommen. Dabei hatte er extra darauf geachtet, nicht allzu fauliges Wasser zu nehmen.

Einem Impuls folgend, strich er ihr übers Gesicht.

Sie zuckte zusammen und rang sofort wieder japsend nach Luft.

Er wurde wütend. Eine zärtliche Berührung. Alles, was sie sich gewünscht hatte. Das hatte sie zumindest gesagt, als sie telefonierend durch das Lebensmittelgeschäft gelaufen war. Frei von der Leber weg hatte sie ihrem Gesprächspartner von ihren Wünschen an einen potenziellen Partner erzählt, während alle zuhören konnten. So auch er. Sie hatte irgendwie unerfüllt ausgesehen, als sie aus ihrem Auto gestiegen war. Er war ihr gefolgt. Dass sie ihn gleich so offen mit Informationen fütterte, war ein Glücksfall gewesen. Er hatte sich nur einen halben Meter hinter ihr halten müssen, um alles zu erfahren, was er wissen musste.

Sie hatte ihn nicht einmal bemerkt.

Romantisch sollte er sein.

Einfühlsam.

Zuvorkommend. Aber nicht zu verweichlicht.

Nähe wollte sie spüren. Zuneigung. Eine sanfte Berührung. Eine zärtliche Geste. War das denn zu viel verlangt? Das hatte sie gefragt, und er hatte in Gedanken geantwortet.

Nein, war es nicht. Er konnte und würde ihr genau das geben.

Noch am gleichen Abend legte er ihr den Brief in den Briefkasten. Und sie tauchte zum vorgeschlagenen Zeitpunkt beim Löwenkäfig im Zoo auf. Sie spazierten durch den Tierpark. Sie hing an seinen Lippen. Sie war verwundert und fasziniert gewesen, wie er ihr aus dem Herzen sprechen konnte. Fast so, als würden sie sich schon ewig kennen.

Als wären sie seelenverwandt.

Er schenkte ihr die gewünschte Zärtlichkeit. Sie gab sich ihm vertrauensvoll hin.

Das war noch keine zwölf Stunden her.

Und jetzt? Jetzt zuckte sie zurück. Dabei war er noch derselbe, mit dem sie sich eingelassen hatte.

Sie wollte Berührung, sie hatte sie bekommen. Im hinteren Teil des gestohlenen VW-Busses.

Gut, ihr während des Geschlechtsaktes ein mit Chloroform getränktes Tuch auf Mund und Nase zu drücken war vielleicht nicht das Romantischste, was er an diesem Tag getan hatte, aber niemand war perfekt.

Als sie begriff, was geschah, als sich ihre Augen weiteten, sich ihr Körper unter seinem zu winden begann, sie sich panisch gegen ihn zur Wehr setzte, überkam ihn

die Woge der Lust, die es ihm ermöglichte, den Akt zu beenden. Sie verlor das Bewusstsein, während er sich in sie ergoss.

Natürlich trug er ein Kondom. Spuren zu hinterlassen war das Letzte, was er wollte. Zumindest vorerst.

Vorsichtig zog er sich zurück. Er setzte sich ans Steuer und fuhr den VW-Bus noch tiefer in den einsam gelegenen Wald hinein, an dessen Eingang er mit ihr gefahren war, um ein romantisches Mitternachtspicknick abzuhalten.

So hatte er es zumindest vorgeschlagen. Ihre Augen hatten sich vor lauter zärtlicher Gefühle verklärt und mit Tränen gefüllt. Schließlich hatte sie ihn geküsst.

Er konnte also nichts dafür.

Ein keuchendes Japsen erinnerte ihn an das Hier und Jetzt.

Pfeifend rang sie nach Luft.

Er konnte dieses Geräusch nicht mehr ertragen. Genug war genug.

Mehrfach zog er an dem Seil, bis die Kettensäge laut ratternd ansprang.

Mit Genugtuung beobachtete er, wie sein Opfer beim Geräusch der Säge zusammenfuhr.

Dass sie noch bleicher werden könnte, hätte er nicht gedacht.

Er hob die Säge und ließ sie zwei Mal aufheulen. Dann setzte er sie an.

Ihr heiserer Schrei kam nicht gegen das Dröhnen der Maschine an.

Hungrig fraß sich die Kette in ihren Hals.

Rote Spritzer überzogen die Wände des Busses.

Das Blut klebte an seinen Händen. In seinem Gesicht. An seiner Kleidung.

Unbeeindruckt nahm er den abgetrennten Körperteil. Verpackte ihn in eine Plastiktasche. Er stieg aus dem Bus, holte den zuvor verstaute Kanister aus der Fahrerkabine und übergoss alles mit Benzin. Er ließ das Streichholz über die Packung sausen.

Zischend entzündete sich der Kopf des Holzes.

Der Geruch nach Schwefel vermischte sich mit dem des Blutes.

Er ließ das Streichholz fallen.

Der Bus fing Feuer. Es fraß in wilder Gier alles, was sich darin befand.

Grau

„Mami, Mami! Darf ich jetzt ins Wasser? Bitteeeeeee!“ Das kleine Mädchen mit dem hellen, viel zu langen Pony hüpfte aufdringlich vor seiner Mutter herum, dass die Haare nur so wippten.

„Nein Leandra, du wartest. Zuerst werden wir uns hier einrichten, dann werde ich dir die Schwimmflügel anziehen, und erst dann gehen wir auch nur in die Nähe des Wassers. Zusammen. Verstanden? Und hör endlich auf, vor meiner Nase rumzuhüpfen! Das ist ja schlimmer als Wellengang durch ein Bullauge!“

Verständnislos betrachtete die Kleine ihre Mutter. Ein was durch ein was? Leandra dachte so angestrengt darüber nach, dass sie das Hüpfen vollkommen vergaß.

Na geht doch. Zufrieden setzte Mona die riesige blaue IKEA-Tasche ab und begann, den Inhalt Stück für Stück auszupacken. Die großen Badetücher lagen zuunterst. Natürlich. Was hatte sie sich bloß dabei gedacht?

Nichts. Das war ja gerade das Problem.

Seufzend wühlte Mona weiter, bis sie mit ihrem Kopf nahezu in der Tasche steckte. Es war nur der Bruchteil einer Sekunde. Ein Wimpernschlag. Länger hatte sie nicht wegesehen.

Doch es reichte aus. Mona hob den Kopf. Stolz präsentierte sie die Badetücher. Und ließ sie entsetzt fallen.

Denn da war niemand, dem sie ihren Fund hätte zeigen können.

Der Schreck, der sie zunächst gefangen hielt, ging in Panik über.

Hektisch sah sie um sich. „Leandra?“ Sie versuchte, ihrer Stimme nichts anmerken zu lassen. Aber ihre Bewegungen verrieten sie. Sie schoss in die Höhe, eilte zum Badeteich.

Der Steg war keine vier Meter entfernt

Innerlich redete sie auf sich selbst ein.

Alles war in Ordnung. Ihre Tochter spielte irgendwo. Wahrscheinlich am Wasser.

Monas Blick jagte über das in der Sonne schimmernde Nass.

Die Wasseroberfläche lag ruhig da.

Das war doch gut. Oder?

Herrgott, warum musste ihr Mann immer dann arbeiten, wenn sie ihn am meisten brauchte?

Sie zwang sich zur Ruhe. Atmen. Ein und dann wieder aus.

Aber es half nicht. Fahrig strich sie sich durchs Haar.

„Leandra!“, schrie sie aus vollem Hals.

Sie wartete angespannt.

Keine Antwort.

Ihre Kehle schnürte sich zu. Die Augen füllten sich mit Tränen. Ohne dass sie etwas dagegen hätte tun können.

Rund um den Teich stand Schilf. Dicht und hoch. Dazwischen war das Wasser schlammig. Für einen Erwachsenen war es schon mühsam, durch solches Gelände zu waten.

Wie musste es denn erst für ein kleines Mädchen sein?

Gehetzt eilte Mona auf das Schilf zu. Achtlos trat sie in den Schlamm. Sofort stand sie knietief in einer dunklen, matschigen Suppe. Sie kämpfte sich durch die dicht beieinanderstehenden Rohre und Sträucher. Trotz des kühlen Untergrundes rann ihr bald der Schweiß über die Stirn. Das Haar klebte feucht an ihrem Gesicht. Die Sonne brannte auf ihren Kopf. Das Atmen fiel ihr zunehmend schwerer, während sie sich durch das unwegsame Gelände kämpfte. Die Lungen brannten, aber sie rief weiter. Immer und immer wieder brüllte sie den Namen ihrer Tochter.

Erschöpfung wollte sich breitmachen, aber ihr Mutterinstinkt war stärker. Andauernd blitzten Bilder vor ihrem inneren Auge auf. Unheilvolle Bilder. Ein kleines Mädchen, das mit dem Gesicht voran auf der Wasseroberfläche dahintrief. Das blonde lange Haar im Rhythmus der sanften Wellen wippend, der rosarote Badeanzug mit der Sonne um die Wette leuchtend.

Mona schrie auf vor Hilflosigkeit. Sie befahl ihrem Gehirn, diese Bilder zu löschen. Vernunft. Sie musste nachdenken.

Vielleicht war Leandra auch im angrenzenden Wald? Möglicherweise hatte sie etwas entdeckt und sich so sehr in dessen Betrachtung vertieft, dass sie die Rufe ihrer Mutter nicht hörte. Das kam vor. Ständig. Mütter schienen oft in einer Tonlage zu sprechen, die Kinder nicht hörten.

Oder sie war schon wieder zurück bei den Badetüchern und wunderte sich, dass ihre Mutter nirgends zu finden war. Wahrscheinlich hatte Leandra inzwischen ebensolche Angst, mutterseelenallein an diesem See zu sein.

Himmel! Was war nur los mit ihr?

Seit ihre eigene Mutter gestorben war, schien sie von Tag zu Tag verrückter zu werden.

Und wenn sie überhaupt nicht mehr allein war? Wenn inzwischen noch mehr Badegäste zum Teich gekommen waren?

Angst würde sie aber dennoch haben.

Was, wenn jemand darunter war, der Leandra nichts Gutes wollte? Ein Perverser?

Und was tat sie? Sie watete blindlings durch Schilf und Entenscheiße.

Verdammt!

Mona wollte gerade umkehren.

Da zerschnitt ein helles Kreischen die schwüle Luft.

Leandra.

Sie wusste es mit absoluter Sicherheit. Sie kannte diese Stimme besser als ihre eigene.

„Leandra! Leandra! Wo bist du!“

Eigentlich erwartete sie keine Antwort. Sie folgte der Richtung, aus der der Schrei gekommen war, und geriet noch tiefer in die Schilflandschaft.

So schnell es ging, kämpfte sich Mona durch das unwegsame Gelände, bis sie sich ihrer schlimmsten Befürchtung gegenüber sah. Blondes Haar wippte im Rhythmus der Wellen. Durch die Bewegungen wurde das schlammige Wasser aufgewühlt, der sanfte Takt wurde zu einem wütenden Peitschen.

Kalkweiß war Leandras Gesicht. Regungslos ihr Körper. Weit aufgerissen und starr waren ihre Augen, blau ihre Lippen.

Die kleinen Finger der linken Hand verkrampften sich um blonde Strähnen.

Aber es war nicht Leandras Haar.

Das Bild war zu verstörend. Mona brauchte einen Moment, um es zu begreifen.

Erster Gedanke: Das Haar gehörte nicht zu ihrer Tochter.

Sofort machte sich Erleichterung breit. Direkt gefolgt von neuem Entsetzen.

Wem gehörte es dann?

Es hatte sich zwischen mehreren Schilfrohren verheddert.

Eine Perücke. So sah es aus, so musste es sein.

Das unguete Gefühl wurde Mona dennoch nicht los.

Sie schluckte schwer. Vorsichtig streckte sie den Arm nach Leandra aus, umfasste ihr linkes Handgelenk. Mit sanftem Druck versuchte sie, Leandra zum Loslassen zu bewegen, indem sie leicht an der Hand ihrer Tochter zog.

Leandra ließ nicht los.

„Komm schon, Schätzchen, lass los.“ Mona flüsterte. Fast so, als ob sie niemandes Ruhe stören wollte.

Ein kalter Schauer rann ihr durch Mark und Bein.

Leandra ließ noch immer nicht los.

Mona zog etwas kräftiger.

Anfangs rührte sich nichts. Dann, auf einmal, gab der Widerstand nach.

Aber es war nicht Leandras Hand, die das Haar frei gab.

Es war das Haar, das sich teilweise aus dem Schilf löste. Und am Haar hing noch etwas dran. Oval und hart.

Die obere Seite kehrte sich nach unten. Die untere drehte sich aus dem dunklen Wasser nach oben.

Sie starrte Mona direkt in die Augen. Aber der Blick war leer. Ausdruckslos. Tot.

Die wässrig-blauen Augen saßen in einem aufgequollenen Gesicht.

Leandras Mutter schnappte nach Luft. Sofort drückte sie ihre Tochter, die endlich das Haarbüschel losgelassen hatte, fest an ihren Körper. Schützend legte Mona den Arm um Leandra, zwang sie wegzusehen.

Doch Mona selbst konnte den Blick nicht abwenden.

Eine Frau.

Sie entdeckte die Nase, die Ohren. Die Wangen. Das Kinn. Den Hals ...

Und das war's. Mehr war da nicht.

Unausweichlich drängte sich eine einzige Frage auf: Wo war der Rest?

„Zürich hat gerade angerufen. Sie haben gestern auch eine gefunden.“

Weber löste den Blick von den Papieren, die vor ihm auf dem Schreibtisch lagen, und blickte über den Rand seiner auf der Nasenspitze sitzenden Lesebrille zur Tür. Es brauchte keine Erklärung. Weber wusste, wovon sein Kollege sprach. „Am Stück?“

„Nein.“ Der um zwanzig Jahre jüngere Mann im Eingang fühlte sich sichtlich unwohl.

Weber setzte in einer betont langsamen Bewegung die Brille ab. „Welchen Teil?“

Die Antwort schien Webers jungen Kollegen einige Überwindung zu kosten.

„Na spuck's schon aus. Welchen Teil?“, fragte er noch einmal.

„Den Kopf.“

Weber fuhr sich über das Gesicht. „Scheiße“, murmelte er. Er hatte so sehr gehofft, dass keine weiteren auftauchen würden, als er einer Eingebung folgend seine Kollegen aus den anderen Kantonen über den seltsamen Fund eines einzelnen Fingers informiert hatte. An sein Gegenüber gewandt fügte er an: „Männlich oder weiblich?“

„Weiblich.“

Langsam nickte Weber. „Wo hat man sie gefunden. Oder besser, wo hat man ihren Kopf gefunden?“

„Im Barchetsee. Ein kleiner Badesee im Zürcher Weinland. Etwas abgelegen, umgeben von einer ganzen Menge Schilf und Wald.“

„Wer fand sie?“

„Ein Kind. Die Mutter hatte offenbar ihr Kind am See verloren, suchte es und fand es, wie es ihr Händchen im Haar der Toten festgekrallt hatte.“

„Ein Kind?“, hakte Weber entsetzt nach. Das konnte doch nicht wahr sein! Ein einziger Finger hatte einen erwachsenen Wanderer schon komplett aus der Fassung gebracht. Was würde ein abgetrennter Kopf mit einem Kind anstellen? Er atmete tief durch. „Haben die Kollegen schon einen Namen für die Körperlose?“

„Ja. Janine Rudolf. Sie wohnte in Winterthur. Offenbar hatte sie sich bei Freunden in die Ferien abgemeldet. Ein Anruf an der Zieldestination ergab, dass sie nie dort angekommen ist. Im Moment wird gerade die Wohnung des Opfers durchsucht. Wir werden den Bericht erhalten.“

„Wow. Die Jungs haben schon alle Arbeit geleistet.“ An dieser Stelle brannte nur noch eine Frage auf Webers Zunge. Sie würde den Neuen wahrscheinlich wieder um die Nase herum erbleichen lassen, wie es so oft geschah. „Das war schon ziemlich gut, Johann. Danke.“

Ein schiefes Lächeln zuckte in Johanns Mundwinkel. Nervös fuhr er sich mit der Zunge über die Lippen, klappte die dünne Akte mit seinen Notizen zu und wandte sich zum Gehen.

„Eine Frage ist da aber noch.“

Johann blieb stehen. Unsicher drehte er sich wieder um. „Ja?“

„Passt unser Finger zum Kopf?“

Johann erschauerte. Er zögerte eine Weile mit der Antwort, als wollte er seine Worte abwägen. Dabei gab es eigentlich nur zwei Antwortmöglichkeiten. Ja oder

Nein. „Die Tests sind noch nicht durch, aber danach zu urteilen, was wir schon wissen, lautet die Antwort: nein.“

Mist. Oder war das gut? Weber war sich nicht ganz sicher. Er nickte Johann zu und bedeutete ihm zu gehen.

Zwei Körperteile in zwei Tagen. Und sie passten nicht zueinander. Zufall? Kaum.

Abgetrennte Köpfe lagen nicht einfach so in der Gegend herum. Genauso wenig wie abgetrennte Finger. Obwohl der Finger noch weit plausibler erklärbar wäre. Die Untersuchungen ergaben, dass der Finger sauber abgeschnitten worden war.

Wahrscheinlich mit einer Säge. Das konnte durchaus im Alltag passieren. Während der Arbeit. Das 'hatte es schon oft gegeben. Dumm nur, dass der Finger post mortem abgetrennt worden war.

Also nach Eintritt des Todes.

Und ein Toter sägte sich nicht selbst die Finger ab.

Es gab also nicht nur eine Leiche. Es gab zwei. Und das legte eine ganz andere, äußerst beunruhigende Frage nahe: Gab es noch mehr?